

Gabriele Diewald/Anja Steinhauer (2017), *Richtig gendern. Wie Sie angemessen und verständlich schreiben*. Berlin: Dudenverlag. ISBN: 978-3-411-74357-5

Im Zuge der Entstehung einer feministischen Sprachkritik ist seit 1978 eine wohl kaum zu überblickende Anzahl von Richtlinien und Leitfäden zum nicht-sexistischen, geschlechtergerechten und neuerdings auch gendersensiblen Gebrauch des Deutschen veröffentlicht worden. Mit *Richtig gendern* allerdings liegt zu diesem Themenkomplex erstmals ein deutschsprachiger Leitfaden vor, der weder an ein spezifisches Publikum gerichtet noch mit einer bestimmten Textsorte oder einem bestimmten Kommunikationsbereich verbunden ist. Das laut einer Vorbemerkung als Antwort auf die vielen, an den Verlag gestellten Fragen zum geschlechtergerechten Sprachgebrauch konzipierte Buch ist folgendermaßen gegliedert und aufgebaut:

Das Kapitel 1, „Einleitung“, greift grundsätzlich die Frage auf, was „gendern“ eigentlich heißt, und beantwortet sie mit der Formulierung „**Anwendung geschlechtergerechter Sprache**“ (S. 5; Hervorhebungen hier und fortan im Original). Begründet wird die Relevanz geschlechtergerechten Sprachgebrauchs unter Verweis auf einschlägige Gesetzesparagrafen zur Gleichstellung zwischen Mann und Frau sowie durch die Position der Autorinnen, dass „Sprache [...] ein wesentliches Instrument beim Wandel hin zu mehr Gendergerechtigkeit“ (S. 7) ausmacht. Die Autorinnen gehen in diesem Kapitel auch dem Begriff *Gender* nach, speziell in seinem Bezug zur Sicht auf Geschlecht. Hierbei vertreten die Autorinnen einerseits die Sichtweise, dass geschlechtergerechte Sprache „die Berücksichtigung von **zwei Geschlechtern**, Männern und Frauen, sicherstellen muss“ (S. 7), doch andererseits heben sie hervor, dass das aus dem Englischen entlehnte Fachwort *Gender* gerade das soziale Geschlecht zu erfassen beabsichtigt, dies etwa im Gegensatz zu Termini wie *Geschlecht* und *Sexus*. Dadurch entsteht ein Widerspruch, der in diesem Buch nur teilweise durch die Berücksichtigung von Neologismen wie dem Gender-Sternchen (*Leser*innen*), mit denen binäre Geschlechterkonzepte zu überwinden seien, aufgelöst wird. Ebenfalls aufgegriffen wird im ersten Kapitel das Anliegen des Buches, „keine präskriptive Funktion“ (S. 11) erfüllen zu wollen. Das Buch stellt somit keinen Katalog mit sexistischen Ausdrücken und deren geschlechtergerechten Ersatzformeln bereit, so wie man das Verfahren aus etlichen früheren Leitfäden kennt. Die Autorinnen berufen sich stattdessen auf das in der linguistischen Sprachkritik zum Leitbegriff gewordene Konzept der Angemessenheit. Als entscheidend dafür werden hier Sprecherintentionen, Sprechstile, Rahmenbedingungen und eventuelle Vorschriften, die das Schreiben regeln, aufgeführt; zu ergänzen wäre hier als Faktor das jeweils behandelte Thema oder der Gegenstand einer Äußerung, auch dies im Sinne der linguistisch fundierten Sprachkritik (vgl. Kilian/Niehr/Schiewe 2016, S. 63-64).

Im Kapitel 2 werden sprachliche Grundlagen für die weiteren Ausführungen im Ratgeber geliefert. Grundsätzlich ist hier die Konzeption von *Geschlecht*, wobei die

Autorinnen zwischen grammatischem Geschlecht (Femininum, Maskulinum, Neutrum), semantischem oder lexikalischem Geschlecht (männlich, weiblich) sowie sozialem Geschlecht (oder Geschlechterrolle) differenzieren. Die Autorinnen zeigen auf, dass dies drei grundsätzlich verschiedene Kategorien sind, die jedoch häufig zusammengedacht werden und zwischen denen etliche Überlappungen vorliegen. Dies führt zum Thema *generisches Maskulinum*, mit dem zugleich auch der meistdiskutierte Gegenstand der feministischen Sprachkritik benannt wird. Kontrovers an dieser traditionellen, noch immer weit verbreiteten, inzwischen aber nicht mehr selbstverständlichen Ausdrucksweise ist vor allem, dass das absichtlich geschlechtsübergreifende und geschlechtsneutrale Maskulinum (*der Lehrer* Sg., *die Lehrer* Pl.) morphologisch identisch ist mit dem geschlechtsspezifischen Maskulinum (*der Lehrer* Sg., *die Lehrer* Pl.). Es führt deswegen, auch in seiner intendiert geschlechtsneutralen Verwendung, zu dominant männlichen Konzeptualisierungen, wie bereits mehrere psycholinguistische Studien haben erhärten können (vgl. Braun/Sczesny/Stahlberg 2005).

Das dritte Kapitel nähert sich sodann der Sprachpraxis. Es stehen hier Problemfälle und Lösungsvorschläge auf der Wortebene zur Diskussion. Besprochen werden auf ihre Vor- und Nachteile hin ausführliche Doppelnennungen wie *Lehrerinnen und Lehrer*, verschiedene Sparformen wie *Lehrer/-innen*, nicht-amtliche und somit nicht rechtschreibkonforme Kurzformen wie das Gender-Sternchen, die Binnenmajuskelform *LehrerInnen* und die Unterstrichlösung *Lehrer_innen*, doch auch geschlechtsneutrale Ausdrücke, allen voran substantivierte Partizipien und Adjektive wie *Lehrende*, finden hier Erwähnung. Es geht aus diesem Kapitel hervor, dass Ersatzformen für das generische Maskulinum, das es den Autorinnen zufolge zu vermeiden gilt, häufig Probleme mit sich bringen, so zum Beispiel wenn Sparformen mit Artikel und Attribut gebraucht („*Wir suchen eine/-n erfahrene/-n Webdesigner/-in*“, S. 51) oder im Genitiv flektiert werden („*die Aufmerksamkeit des/-r Lesers/-in*“, S. 50). Generell empfiehlt der Ratgeber den Einsatz ausführlicher Doppelnennungen, aber auch Umschreibungen mithilfe adjektivischer Attribute („*ärztlicher Rat*“ statt „*Rat des Arztes*“, S. 60) oder diverser Verbalkonstruktionen („*Alle, die teilnahmen*“ statt „*Alle Teilnehmer*“, S. 61). Eine weitere Möglichkeit besteht darin, auf Sach- und Kollektivbezeichnungen auszuweichen, so dass beispielsweise *Quelle* und *Presse* die Personenbezeichnungen *Informant* und *Journalist* ersetzen (S. 56).

Im vierten Kapitel wird die Perspektive um die Satz- und Textebenen erweitert. Hier liefern die Autorinnen weitere theoretische Grundlagen, vor allem eine Zusammenstellung von „*Faktoren der Genderrelevanz*“ (S. 70). Es geht hier um die in textlinguistischer Hinsicht komplexe Frage, wann und an welchen Stellen Gender oder Geschlecht sichtbar werden soll und welche Faktoren dafür bestimmend sein könnten. Die Autorinnen gehen dabei in Anlehnung an textlinguistische Forschungen unter dem Gesichtspunkt des Geschlechts von vier Faktoren aus: Referenztyp des jeweiligen Ausdrucks, syntaktische Funktion, textuelle Funktion (Wiederaufnahme) und Wortstatus. Mit Referenztyp ist die Art der konkreten Referenz (ob spezifisch, nicht-spezifisch oder generisch) gemeint, woraus die

Autorinnen folgern, dass bei spezifischer Referenz Gendergerechtigkeit „absolut notwendig“ (S. 75), bei generischer oder klassenbezogener Referenz die Genderrelevanz hingegen mäßig sei. Unter syntaktischer Funktion als Faktor der Genderrelevanz ist vor allem die Differenzierung zwischen Subjekt (höchste Genderrelevanz) und Prädikativ (hohe Genderrelevanz) zu verstehen. Die textuelle Funktion hingegen soll dem Umstand gerecht werden, dass Ersterwähnungen eine höhere Genderrelevanz besitzen als Wiederaufnahmen. Mit dem Wortstatus schließlich wird gemessen, inwieweit eine Bezeichnung direkt oder indirekt auf Personen oder eher auf Sachen Bezug nehmen, was am Wortpaar *Bürgersteig* (Sachbezug) und *Professorinnen- und Professorgruppe* (direkter Personenbezug) (S. 87) deutlich wird.

Das fünfte Kapitel des Buches zeigt, basierend auf den vorangestellten Kapiteln, konkrete Problemlösungen in der Textgestaltung auf, indem Beispielanalysen verschiedener Textsorten vorgestellt werden. Mit einem historischen Abriss zur Geschichte der feministischen Sprachkritik im deutschsprachigen Raum (Kapitel 6) wird das Buch abgeschlossen.

Insgesamt handelt es sich bei *Richtig gendern* um einen Ratgeber, der potenzielle Probleme aufzeigt und Lösungsvorschläge als Möglichkeiten der konkreten Textgestaltung bietet. Dieser produktiv bemühte Ansatz, der Angemessenheit als oberstes Verwendungskriterium verankert, findet sich in differenzierten Beschreibungen von Problemfällen und Lösungsvorschlägen wieder. Im Einklang hiermit stehen auch viele konkrete Empfehlungen, die die LeserInnen zum Nachdenken anregen und den Herausforderungen des „richtigen“ Genderns zugleich Beachtung schenken sollen. So heißt es beispielsweise abschließend im Abschnitt 3.2 zu Sparformen der Doppelnennung:

Werden Sie kreativ: Wenn Sie zum Beispiel aus stilistischen Gründen die Paarformel *Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter*, aber auch Sparformen nicht zu häufig wiederholen wollen, können Sie je nach Kontext alternative Ausdrücke wie *Belegschaft* oder *Kollegium* verwenden. (S. 53)

Als problematisch vor diesem dezidiert kontextsensiblen Ansatz ist jedoch zu sehen, dass die Basis der Urteile seitens der Autorinnen zuweilen recht diffus erscheint. An einigen Stellen wird auf Befunde aus psycholinguistischer Forschung referiert, und gelegentlich argumentieren die Autorinnen unter Verweis auf das durch einen sprachlichen Ausdruck hervorgerufene „kognitive Konzept“ (S. 104). Generell empfehlen sie den LeserInnen den Verzicht auf das sogenannte generische Maskulinum, „wenn Sie klar, eindeutig und gendergerecht kommunizieren wollen!“ (S. 30). Dazu haben Braun/Sczesny/Stahlberg (2005) in einem Übersichtsartikel zu psycholinguistischen Studien bereits herausarbeiten können, dass das Vorwissen seitens der SprecherInnen über die geschlechtliche Zusammensetzung einer Gruppe von entscheidender Bedeutung auf die mentalen Konzepte sein kann:

If we know from experience that a certain group of people is highly likely to be composed primarily of women, even masculine generics may automatically evoke female and not male associations. Alternative forms may then result in lesser female associations, either because they make the possibility of male exemplars more explicit or because they interrupt the automatic response and call for a more controlled processing of the information. (Braun/Sczesny/Stahlberg (2005, S. 17)

Mit solchen experimentellen Ergebnissen wird die Rolle einzelner sprachlicher Ausdrücke für die Erschließung von Referenz relativiert und damit betont, dass unausgewogene mentale Geschlechterrepräsentationen nicht nur sprachlichen Ursprungs sind. Daraus lässt sich ableiten, dass die als „bestätigte wissenschaftliche Erkenntnis“ (S. 120) legitimierte Aussage, das generische Maskulinum sei „frauenfeindlich“ (S. 121), erstens etwas übertrieben ist und zweitens dem angestrebten nicht-präskriptiven Ansatz im Buch eher widerspricht. Generell hätten die Ausführungen mit Sicherheit von einer differenzierten Diskussion zur Frage profitiert, inwieweit ein nicht-präskriptiver Leitfaden von einem „richtigen“ statt etwa „sensiblen“ Gendern überhaupt ausgehen kann.

Neben den vielen konkreten Verwendungsvorschlägen besteht der wichtigste Verdienst dieses Buches in der oben erwähnten Zusammenstellung von Faktoren der Genderrelevanz. Eine solche textlinguistische Synthese gab es bislang noch nicht, was angesichts der Fülle an Forschungen zu Sprache und Geschlecht im Deutschen eigentlich verwunderlich ist. Es wäre zu überlegen, ob weitere Faktoren wie „Numerus des Wortes“ oder „Textthema“ noch ergänzt werden könnten. An diesem innovativen Modell lässt sich – neben seinem unbestreitbaren Gewinn für die praktische Textarbeit – sicher auch theoretisch und methodisch in der linguistischen Textanalyse gezielt weiterarbeiten.

Magnus P. Ängsal

Literatur

- Braun, Friederike, Sabine Sczesny & Dagmar Stahlberg (2005), „Cognitive effects of masculine generics in German: An overview of empirical findings“, *Communications* 30 (1), 1-21.
- Kilian, Jörg, Thomas Niehr & Jürgen Schiewe (2016), *Sprachkritik. Ansätze und Methoden der kritischen Sprachbetrachtung*. 2., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Berlin/Boston: De Gruyter.